

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 62.

Donnerstag, 3. März

1932.

Das Haus der Dämonen



Ein Roman um den alten Goethe

von Hans von Hülse

2. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten).

Vormittags, nach dem Bade, sitzt sie oft auf einer Bank an der Promenade, mit ihrer Handarbeit beschäftigt. Ein Uhrband sticht sie. Von Zeit zu Zeit muß sie den Kopf heben und lächeln: ein Uhrband . . . ein Uhrband hat sie auch einmal für August verfertigt, ein Schmetterling war hineingestickt und Bogen und Pfeile, sie entfinnt sich genau. Wie lange ist das her? Acht Jahre. Schon acht Jahre? Erst acht Jahre? — Jedenfalls hat das Geschenk besser vorgehalten als der Beschenkte: August trägt es immer noch auf seiner Korpuslenz, dem Bauch! . . . Dies Band ist nicht für August, ist für den Schmalen, Schlanken, den ewigen Jüngling . . .

Eines Abends, Alle ist schon schlafen gegangen, sitzt sie noch lange auf dem Bettrand, mit gelösten Locken, auf dem Tischchen brennt die Kerze, schwer tropfend, und sie bringt Verse zu Papier:

Es sei dies Band um alle deine Stunden,
Gleich einem Talisman gewunden,
Der freundlich dich erinnern mag,
Daß jede Stunde, jeder Tag,
Der froh, der trüb vorüberleitet,
Die ferne Freundin mit dir teilt.
Es sage dir im fremden Land,
Wie dich die Deutsche rasch verstand,
Und oft ihr Wort, oft ihr Gefühl!
Von deinem war das Widerspiel;
Es führe freundlich auch den Blick
Auf jene Stunde dir zurück,
Die in der zwölf Geschwister Schar
Mein Lieblingskind vor allem war,
Wo ich gewohnt war, dich zu sehn,
Mit dir das Höchste zu verstehn:
Da hing ich oft mit kind'chem Scherz
Mir deine Uhr ans kühne Herz,
Um gleichen Taktschlag nun zu geben
Der innern Uhr, dem äußern Leben.
Und trägst du auch die eine fort,
Die hier schlägt doch mit jener dort —

Am andern Morgen, aus Träumen auffahrend, überliest sie das Blatt noch einmal. Soll — kann sie es abschiden?

Endlich schläft das Haus. Die Lichter auf Vorplatz und Treppe sind gelöscht. Stadelmann hat den Vater entkleidet und sich dann selbst in der Kammer neben seinem Schlafzimmer niedergelegt.

Gar nicht müde ist der Vater gewesen, Ottilie hat es beim Nachtmahl bewundert, gar nicht müde, obwohl er die lange Reise von Böhmen hinter sich hat, mit den beiden kurzen Rasttagen in Jena, von wo er heute gegen Abend mit August eingetroffen ist; sehr erholt sieht er

aus, jung, frisch, strahlend, der Kuraufenthalt scheint ihm gut bekommen — oder . . .?

Dies „Oder“ ist es, wovon August und Ottilie reden, da sie noch lange im „Schiffchen“ zusammenbleiben. Ottilie sitzt im Sessel, hat auf den Knien ein englisches Buch, aus dem nachmittags Charles ihr vorgelesen — August wandert umher, der blaue Rock umschleift prall seinen immer stärker werdenden Leib. Seine Wangen tragen große rote Flecken. Er erzählt, wie alles in Jena abgelaufen ist.

„Ich weiß nun wirklich nicht mehr recht, was ich denken soll. Spielt der Vater Rag und Maus mit mir? Oder ist alles dummes Gerede gewesen, was uns zuge tragen wurde? . . . Ja, er schien mir ein wenig verlegen, als er mich so unvermutet am Mittagstisch des alten Knebel fand. Wir waren den ganzen Nachmittag zusammen, besahen den Botanischen Garten und das neue Gebäude der Veterinäranstalt — aber wir waren keinen Augenblick allein. Erst am nächsten Morgen sagte ich ihm, daß die Studenten an seinem Geburtstag auf dem Markte ein Vereat gebracht haben, die dummen grünen Jungen! Und daß deswegen vom Rektor eine Untersuchung eingeleitet ist. Er nahm es mit Ruhe, ja mit Humor, meinte aber doch, daß er nur höchstens zwei Tage bleiben wolle. Und da sind wir nun. Von dem bewußten Namen ist gar nicht gesprochen worden, das Wort Familie ist überhaupt nicht gefallen . . . Ich fange an, zu hoffen, daß alles gut gehen und die ganze Geschichte sich wie ein Traumbild auflösen wird . . . Es wäre zu peinlich, wenn ich mit ihm darüber reden müßte.“

Ottilie lächelt. Sie denkt an ihr eigenes Herz — und an Charles — und an die Macht der Leidenschaft. Wer will sich als Richter aufspielen?! . . . Ja, freilich, wenn der Vater Ernst machte mit dem Plan, den das Gerücht ihm zuschiebt, das wäre schlimm für sie alle — aber wie weit ist der Weg vom Spiel bis zum Ernst? Sie weiß nur allzugut . . .

Am andern Tag hat sich August vom Kammerdienst freigemacht, um zur Verfügung des heimgekehrten Vaters zu sein, ihm das Einwohnen zu erleichtern — wie er es immer tut bei der Rückkehr von weiteren, längeren Reisen. Er findet den Vater mit mürrischer Miene in seiner Arbeitsstube. Hinter dem Tisch stehend, trägt er vor, was sich inzwischen hier begeben hat, erzählt von auswärtigen Besuchern, legt liegendegebliebene Briefe, zu Bündeln geordnet, auf den Tisch. Der Vater hört zerstreut zu, er blickt immer hinaus in den herb stlichen Hausgarten, wo die Blätter schon lacht zu Boden schweben . . .

„Es ist gut, lieber Vater, daß Sie wieder daheim sind. Sehr lange waren sie diesmal fort. So ist nun

der kleine Hauskreis wieder geschlossen, und wir dürfen auf einen recht hübschen Winter hoffen. . . .“

Ein Blick aus den großen braunen Augen trifft ihn, ein Blick voller Zweifel.

Tagelang trägt es der Vater mit sich herum, und niemand wagt, ihn danach zu fragen; wochenlang ist er teils mürrisch, teils heiter, in einem sonst nie an ihm gekannten jähen Wechsel. Einmal bittet er Ottilien, die oft derlei für ihn besorgt, ihm eine Mappe aus blauem Maroquin zu fertigen, die trägt er in sein Zimmer und bringt sie nicht wieder zum Vorschein. Stadelmann erzählt flüsternd, Seine Exzellenz habe viele Bogen mit eigener Hand beschrieben und sie mit seidener Schnur in der Mappe befestigt, darauf das Ganze in die Lade geschlossen. Aber der Vater läßt niemand an sich heran, weder August, noch Ottilie, noch sonst einen. Nur die beiden Enkel dürfen manchmal kommen, dann hält er Wölfschen lächelnd auf dem Knie, läßt ihn reiten. Sie und da, an schönen Herbsttagen, besieht er unter Mittag den Wagen und fährt aus mit dem Kanzler oder mit Edermann. Er empfängt auch Besucher, den französischen Gesandten beim Deutschen Bund, Grafen Reinhard aus Frankfurt, zum Beispiel, oder den alten Freund Staatsrat Schulz aus Berlin: der bringt ein herrliches Geschenk mit, einen kolossalen Gipsabdruck vom Kopf der Juno Ludovisi — nichts könnte den Vater mehr erfreuen als diese Erinnerung an alte, glückliche Zeiten in Italien! Er sucht selber den Platz für das riesige Bildwerk aus, bringt es im blauen Salon unter, man wird sich freilich erst gewöhnen müssen. . . . Während des Staatsrates Anwesens kommt der Vater sogar einmal hinauf ins Schiffschen, an Ottiliens abendlichen Teetisch, freudig begrüßt von der ganzen Gesellschaft. Doch über das, was den beiden Bewohnern der Maniarde auf dem Herzen brennt, kein Wort. August hat das Gefühl, als sähe der Vater auf dem Anstand und warte auf den günstigsten Augenblick, um zu Schuß zu kommen.

Einmal, es ist inzwischen längst Oktober geworden, sagt der Vater, als er abends in seiner kahlen Stube sitzt und die Weinflasche vor sich hat, ganz obenhin: „Wir werden in nächster Zeit interessanten Besuch haben, mein Sohn. Madame Sczmanowska hat sich mit ihrer Schwester angelagert, eine ganz vortreffliche Pianistin aus Polen, die mir in Marienbad manche Stunde erheitert hat. Und ist sie geschieden, so hoffe ich auf Frau von Levehow mit ihren drei Töchtern. . . .“

August ist wie vor den Kopf geschlagen, als so plötzlich der gefürchtete Name im Raume nachhallt. Das also — das hat der Vater in aller Heimlichkeit ins Werk gelegt, während er so hartnäckig schwieg! — Er faßt sich ein Herz, sagt: „Fürchten Sie nicht, lieber Vater, es könnte durch den Besuch der Damen ein Gerücht Nahrung erhalten, das, scheint mir, fast schon zu allgemein geworden ist.“

Das große Gesicht jenseits des Tisches wendete sich ihm langsam zu. „Welches Gerücht?“ fragt der Vater unerbittlich. Weiß er wirklich nichts davon? Oder will er nur Zeit gewinnen mit dieser Frage?

„Das Gerücht, Vater, das Ihnen mit tausend Füßen vorausgeeilt ist, während Sie noch in Marienbad saßen und in Karlsbad, das Gerücht, daß Sie sich mit jenem Fräulein verbinden wollen — in einer neuen Ehe. . . .“

„Lieber Gustl!“ — dies Wort, nicht gebraucht seit Jünglingstagen, rührt August ans Herz, er fühlt: der Vater ruft sein Vertrauen an. „Lieber Gustl, ich verstehe, es ist etwas andres, wenn ein Gerücht dir so etwas sagt. . . . und ein andres, wenn ich es tue. . . .“

So ruhig ist diese Stimme — aufreizend ruhig! Nun er sieht, daß alle Hoffnung vergebens war, lockt es in August empor, die ruhigen Worte fallen in seiner Brust wie eiskalte Tropfen in brodelndes Wasser.

„Ich gestehe, Vater“, sagt er, „am willkommensten wäre es mir und den Meinen, wenn Sie jetzt, da Sie endlich, endlich Ihr allzu langes Schweigen brechen, jenes Gerücht Lügen strafen. Dem scheint nicht so zu sein —?“

Der Vater sieht ihn eine Sekunde lang an — sein

Blick ist so ruhig wie vorhin die Stimme. „August, in deinem Ton ist etwas, als wärst du unzufrieden mit mir.“

„Nicht nur ich, Vater. . . . was käme darauf an! . . . aber die ganze Welt ist es. . . . würde es sein. . . .“

„Wem bin ich Rechenschaft schuldig? Dir? Oder gar dem, was du Welt nennst?“

„Keinem, mein Vater — nicht der Welt, und am wenigsten mir, Ihrem Sohne. Aber Ihnen selber, Ihrem Namen, Ihrem Leben. . . . Sie sind vierundsiebenzig Jahre, Vater.“

„Und das Fräulein von Levehow ist neunzehn. Meinst du, mein Sohn, es hätte deiner bedurft, um mir das klarzumachen?“ Jetzt hat sich ein leiser Hohn in die ruhige, gütige Stimme gemischt.

„Gewiß nicht, Vater“, erwiderte August mit schlecht bemeisterter Gereiztheit. „Wir alle haben erwartet, daß Sie sich das selber sagen. Ich bin kein Kind mehr, ich habe selber Weib und Kinder, ich weiß selber gut, daß eine solche Verbindung. . . mit einem Mädchen, dessen Großvater Sie sein könnten. . . nur ein elendes Ende nehmen kann. Für Sie endet's in Lächerlichkeit — für das Fräulein von Levehow in Unglück — und für uns, Ihre Kinder? — Wollen Sie noch einen Menschen opfern, wie die Mutter?“ fügt er rasch hinzu. Das Wort zuckt hernieder wie ein Floretthieb.

Aber der Vater bleibt ruhig, auch jetzt. „Du bist kein Kind mehr, August, das ist wahr. Aber blid' auf deinen Weg: du mußt das Gesetz deines Lebens noch finden. Ich darf wohl für mich in Anspruch nehmen, das meine gefunden zu haben. Und wenn ich danach handle —“

„Wundervolle Gabe, ruhig zu bleiben! August hat sie nicht; unter dem flachen Hieb der väterlichen Klinge schwillt ihm das Blut — „Gesetz deines Lebens“: das — das ist die wundeste Stelle, und wird sie angerührt, so —“

„Sie handeln nicht danach, Vater! Sie handeln — verzeihen Sie, Vater — nach dem Gesetz des großen Egoismus, dem Sie immer wie einem Moloch geopfert haben — die Mutter, mich, wie viele noch! . . . Nein, lassen Sie mich reden, verbieten Sie mir nicht mit Ihrem Blick den Mund, ich bin kein Kind, ich will — will das einmal sagen, einmal und niemals wieder, will diese Last von mir werfen, ehe sie mich völlig unter sich begräbt! Ich habe keine Sympathie für das junge Ding, das sich an Ihr nimmer altes Herz gehängt hat. . . oder an das sich Ihr Herz gehängt hat. . . nein, wahrlich, keine Sympathie, wie sollte ich?! — aber es tut mir leid, denn was wird sein Schicksal sein?! Ach, ich habe das Schicksal gesehen, das Sie der Mutter bereitet haben, das Unrecht, das Sie ihr getan, ihr und ihrer Treue, die nur für Sie lebte — da Sie die Mutter so viele Jahre lang gehalten, als wäre sie nicht wert. . . nicht wert, vor den spähenden, schielenden Augen der Welt Ihre Frau zu heißen! O Gott im Himmel — wie namenlos oft habe ich das gedacht und dabei mit den Zähnen geknirscht. . . . daß es ein schreiendes Unrecht war! Nicht nur damals in der Sakristei, als ich daneben stand, ein erwachsener Mensch, und sah und hörte, wie Günther mit frostiger Miene die Formel über eure verchlungenen Hände sprach, nicht nur damals, als die Mutter mit zerbißener Zunge auf ihrem sammervollen Sterbebett lag und Sie sich hier verschlossen hielten —!“

(Fortsetzung folgt.)

Amjelruf.

Ganz eingekleidet in ein zärtlich Blau
Des blauen Himmels hinter kahlen Zweigen,
Willst du schon deine frühe Minne zeigen
Und schwingst ein zartes Lied über dem Grau
Der nassen Erde, die vom Frühling träumt,
Wie aufgeweckt von deiner jungen Kehle,
Du, dieses Winters schwarze Philomela,
Um die der Überschwang der Sehnsucht schäumt.
Und unser Herz zeigt sich dem Sange offen,
Und unser Auge spiegelt schon die Ferne
Der warmen Lenzennacht und — o, wie gerne,
Schmiegt sich der Sinn in banges, jages Hoffen.

Alfred Hof.

Wild-, Wald- und Weidmannsbilder aus alter und neuer Zeit.

Jagd und Hege im März.

Von Dr. Ludwig Roth.

Es ist etwas Merkwürdiges um den Vogelflug! Heute früh, als wir im waldbumschlossenen Buchschlag vor die Haustür traten, um unserem Töchterlein auf dem Schulweg ein kurzes Geleit zu geben, zeigte unser Mädel auf den Gipfel einer hohen Eiche und, wahrhaftig, da saßen schwabend und erzählend ein Duzend Stare, und da drüben noch welche! Also Herr Starmach ist da! Genau auf den Tag, wie ich es seit Jahren hier beobachtet habe: immer der 5. Februar! Nur einmal habe ich eine Ausnahme beobachtet. Das war im Februar 1929, der nach den Befundungen unserer Wetterwissenschaftler der kälteste Februar seit 200 Jahren gewesen ist. Damals hatten wir am 5. Februar 17 Grad kalt, und das blieb so bis zum 23. Februar; erst dann fand die bitterste Frostperiode von 54 Tagen ihr Ende! Aber die Stare kamen nicht — erst am 1. April konnte ich ihren Einzug beobachten!

Im Jahre 1931 waren die Vortrupps auch allzu pünktlich gekommen, aber erst am 2. März erschienen dann größere Scharen. Aber sie fanden nicht den erwarteten Frühling, sondern meist noch verschneite Felder, hartgefrorene Äder, kein Wasser, kurz, Hunger- und Frostgebiete, die, je näher sie dem Norden kamen, immer unwirtlicher wurden. Auch die alte „Rückzugsstraße“ durch das Oberrheintal und das Untermainthal bot den Vögeln weder Horst- noch Nahrungsgelegenheit.

Infolgedessen sind damals die riesigen Schwärme vielfach auf halbem Wege umgekehrt und durch die burgundische Pforte nach Frankreich abgedrängt worden. Angezählte der kleineren Vögel fielen den Unbilden der Witterung und dem Hunger zum Opfer. Schwer von dieser, bis dahin noch nie beobachteten Katastrophe in der heimischen Vogelwelt wurden betroffen die Stare, die Ammern, Bachstelzen, Finken, Goldammern, Drosseln, aber auch die Kiebitze, die sonst in den norddeutschen Mooren sich in der ersten Märzhälfte schon zum Brüten ansiedelten! Nun ist auch in diesem Jahre ganz urplötzlich ein strenger Nachwinter gekommen: vom 7. bis 14. Februar hatten wir bis zu 14 Grad Kälte. Im Vorjahr sollen auch Störche auf dem Flug nach dem Norden dem Frost zum Opfer gefallen sein oder aus Hunger ihr Ende gefunden haben. Nach unserem alten deutschen Bauernkalender kommt der Storch am „Storchentag“, der mit Petri Stuhlfeier (22. Februar) zusammenfällt. Die alten Sprüche sein besagen:

Wenn Sanct Peter geht zu Stuhl,
Sucht der Storch nach dem Pfuhl, und

Am Sanct Peterstag sucht der Storch sein Nest,
Und kommt von Schwalben der Rest.

Die alten Beobachtungen dürften durchaus zutreffend gewesen sein; es hat sich in dem Vogelzug und in der Natur gar nichts geändert. Geändert hat sich nur — und das wird fast immer nicht berücksichtigt — der Kalender! Der alte Bauernkalender ging mit dem Julianischen Kalender. Da kam die Kalenderreform Papst Gregors XIII. Durch die Bulle vom 24. Februar 1582 fielen zehn Tage aus, um den Kalender wieder in Übereinstimmung mit dem Stand der Sonne zu bringen. Aber der verbesserte Kalender wurde nur in den katholischen Ländern eingeführt, die protestantischen — also fast ganz Nord- und Mitteldeutschland — rechneten weiter nach dem alten Kalender. Sie führten den neuen Kalender erst im Jahre 1700 ein und mußten jetzt elf Tage ausfallen lassen! Das heißt mit anderen Worten: der alte Kalender war den Jahreszeiten, die ja durch den Stand der Sonne bedingt sind, im 17. Jahrhundert um elf Tage voraus. Der „Storchentag“ würde also heute auf den 2. März fallen, was ungefähr mit der Ankunft Uebebars stimmt. J. Jaerisch hat vor einigen Jahren nachgewiesen, daß der alte Jägerpruch: „An Sanct Aegidi (1. September) tritt der edle Hirsch in die Brunst“, auch heute noch zutrifft. Diese Regel galt für den alten Kalender. Durch den verbesserten Gregorianischen Kalender verschob sich dieser Termin auf den 12. September und in der zweiten Hälfte des September schreien auch heute in vielen deutschen Revieren die Hirsche. Das sind die rätselhaften zehn oder elf Tage, um die sich der Beginn der Brunst heute gegenüber dem alten Jägerpruch verspätet hat. Es ist der Verdienst Jaerischs, diese einfache, aber verblüffende Lösung gefunden zu haben, die nach meiner Ansicht auf alle alten Jäger- und Bauernregeln angewandt werden muß. Das wird manchem Jäger und Naturfreund interessant sein. Woher haben die Tiere, insbesondere die Zugvögel, diesen richtigen Kalenderinn? Beim Hirsch hängt er mit der Brunst zusammen, vielleicht ist etwas Ähnliches auch triebhaft bei unseren ge-

siederten Freunden der Fall? Ich bin Jäger und nicht Zoologe, aber auf langer Weidmannslaufbahn macht man sich so seine Gedanken, wie mein alter Jagdausscher zu sagen pflegte. Bei der Waldschnepe, in deren Zeichen der Monat März steht, scheint so etwas zuzutreffen, denn nach seiner Ankunft in unserem Vaterland beginnt „der Schnepf“ seinen Balzflug. So pünktlich kommt „der Schnepf“, daß der alte Jägerpruch zu Recht besteht.

Aus fernen Landen her,
Kommen sie übers Meer,
Kommen seit Ewigkeit,
Zur rechten Zeit.

Da aber das Kirchenjahr in der Zahl seiner Sonntage nach Epiphania wechselt, so trifft das alte, oft zitierte Sprüchlein:

Oculi, da kommen sie,
Catare, das ist das Wahre,
Judica, sind sie auch noch da,
Palmarum — Tralarum!

nicht immer zu. Nach meinen langjährigen Beobachtungen kommen die Langschnäbel am 4. März an, Höhepunkt war immer der 22. März — dann ging's abwärts, am 27. März kam die Nachhut, am „Ultimo“ März war der Strich zu Ende. Die Poesie des Schnepfenstrichs ist tausendfach gepriesen und besungen worden. Aber es ist nicht die Poesie des Schnepfenstrichs, die diesen urgewaltigen Zauber auf jeden wahren Jäger, jeden denkenden Naturfreund ausübt. Es ist der Zauber, der aus dem Winterschlaf erwachenden Natur, der schmelzende Schlag der Drossel, der schreckhafte Ruf der Gule, das Frühlingsgähnen, das uns diese ersten Abende draußen im Wald nach langer Winterzeit so tief empfinden läßt, daß wir es schier nicht erwarten können, bis die langgeschnäbelte Frühlingsbotin Einzug gehalten hat in unser Vaterland. Am innigsten hat wohl Josephine Moos, die begeisterte Sängerin der weidgerechten Jagd, diesem Empfinden Ausdruck gegeben:

Horch! er ist da! Im Forst hör' ich erklingen
Die alte, ewig neue Melodie:
Der Schnepf ist da! Er trägt auf seinen Schwingen
Des nahen Frühlings zarte Poesie!

Vorfrühlingszeit: Von freier Bergeshalde
Taucht tief der Blick ins dämmerblaue Tal.
Die Amsel lockt . . . im tannendunklen Walde,
Erklingt ihr Lied im letzten Abendstrahl.

Des Tages violette Töne starben —
Da geht er hoch im letzten Büschellicht,
Der liebe Schnepf, in dämmerdunkeln Farben,
Der Vogel mit dem „schlanten Venzgesicht“.

Der Monat März steht im Zeichen des Schnepfenstrichs; auch die Betässen dürfen geschossen werden. Im übrigen ist der Monat der Hege gewidmet. Das spricht und klist sich so leicht: „der Hege gewidmet.“ Frag einmal den alten Berufsjäger, was das heißt? Das heißt eine nie versagende Pflichttreue im Dienst, Kampf mit der Natur, Kampf mit Schlingenstellern und Wilddieben, mit allerlei lichtscheuem Gesindel, mit vier- und zweibeinigem Raubzeug. Während in den schönen Märztagen der Weidmann des Hügellandes und der Ebene auf dem Schnepfenstrich ist, mit wechselndem Glück, die Freuden des Jägerfrühlings genießt, hat der Jäger in den verschneiten und vereisten Bergen noch harte Zeit zu überstehen. Da heißt es, täglich noch ein paar Stunden im metertiefen Schnee den Weg zum Futterstadel zu machen, um dem darbenenden Hochwild, dem die Not des Winters die scheue Wildheit abgewöhnte, und das in Rubeln den Futterplatz umzieht, das Heu in die Rausen zu legen und das mit Salz oder phosphoräurem Kalk gemischte Kernfutter in die Tröge zu streuen. Der Jäger, der sich nicht auf den Skilauf versteht, hat gerade zu Ende des Winters unbeschreibliche Mühsal zu überwinden, denn der früher im Gebrauch stehende „Schneereif“ ist bei tiefem, schlecht tragendem und klebrigem Schnee eine gar zweifelhafte Hilfe. Mancher braver, pflichttreuer Jäger hat sich in diesen schweren Wochen einen „Treff aufs Lingerl“ geholt, den er zeitlebens nicht wieder los wird, wie es einst Meister Ludwig Ganghofer geschildert hat. Der Ski im Dienst der Hege und des Weidwerks hat hier eine große Erleichterung gebracht. Der Übergang vom trockenen Heufutter zum dickflüssigen, immer nassen Grünfutter in der Frühlingszeit erzeugt mancherlei Krankheiten beim Wilde. Wenn nun gar noch das Frühjahr trübe

Alten aufsteht und lange Regentage bringt, dann fällt noch manches Stück Wild, das den tiefen Schnee und den starren Frost des Winters glücklich überstanden, der kalten Rasse des launischen Frühlings zum Opfer. Um dieser Gefahr zu begegnen, gilt es, zeitig die Salzlecken für die Rehe und das Hochwild frisch zu füllen. Bringt aber der März schöne, sonnige Wochen, so hat der hegende Weidmann bald die Freude zu sehen, wie die kleinen Märzhasen durch die sprossende Winterjaat hoppeln als willkommenen Verkünder eines guten Jahres. Im Walde gurrn der wilde Tauber — der Frühling ist da, das Jagdjahr beginnt!

Weidmannsheil!

Alimodische Leute.

Eine Erzählung aus dem Baltischen Land von Frances Rülpe.

Die bekannte Erzählerin wird am 4. März 70 Jahre alt.

Sascha war bei den Ihrigen zu Hause. Sie sah am Kachelofen im Dämmerlicht und spielte eine traurige heimwehtrante Melodie. Alte Familienporträts sahen verwundert von den Wänden auf sie nieder, als wollten sie sagen: „Wir kennen dich gut, aber deine Unruhe verstehen wir nicht.“

Draußen rüttelte der Frühlingssturm an den Bäumen und jagte feuchte Schneeflocken an das Fenster. Schneeflocken, die gleich großen Tränen eilig an den Fensterscheiben herniederrieselten wie im Übermaß des Schmerzes.

Da tat sich die Tür langsam auf und Riccarda trat feierlich in den Saal. In jähem Schreck ließ Sascha ihre Hände von den Tasten gleiten und starrte die Freundin erwartungsvoll an.

„Guten Abend, Sascha, Liebste“, sagte Riccarda mit klangloser Stimme. „Ich komme unerwartet, ja, ich weiß — ich bringe seltsame Nachrichten.“

„Was ist geschehen, Riccarda?“

Sascha war auf sie zugeflogen.

„Was alle Tage geschehen konnte“, sagte Riccarda traurig, „nur, daß alles so wunderbar, so sonderbar gekommen ist!“

„Ist Jomuschla gestorben?“ stieß Sascha hervor.

„Nicht nur Jomuschla, auch Fenitschla, ja, auch Fenitschla. In drei Tagen waren beide tot.“

„Welch ein Glück!“ seufzte Sascha erleichtert. „Die guten Altsen! Nun hat keines nötig, dem andern nachzutrauern. Erzähle, Riccarda — alles ordentlich, der Reihe nach.“

„Es kam so“, begann Riccarda wehmütig und setzte sich. „Jomuschla war ja schon den ganzen Winter zu Bett und trankelte beständig. Aber geduldig war er und lieb, man mußte ihm gut sein. In der vorigen Woche fühlte er sich ganz besonders schwach, und deshalb wachten wir immer abwechselnd bei ihm. Fenitschla, die ihm alle seine Wünsche an den Augen ablas, von zehn Uhr abends bis vier Uhr morgens, und dann ich, von vier bis acht Uhr morgens. Vor drei Tagen also komme ich ins Zimmer und Jomuschla liegt still lächelnd im Bett wie so eine Wachsfigur und zwinkert mich freundlich an.“

„Nur recht leise, Riccarda Petrowna“, sagt er, „mein Schwesterchen ist eingeschlafen.“

Und richtig, — auf dem Lehnstuhl sitzt Fenitschla, ganz auf die Seite gesunken und schläft und Jomuschla sieht sie immerzu an und lächelt. Also, ich gebe ihm seine Mixtur und rüde ihm die Kissen zurecht und setze mich ganz still neben ihn. Immerzu lächelt er und freut sich, daß seine Schwester so schön schläft und sieht Fenitschla mit so einem seltsamen Ausdruck an — so klar und friedlich.

Die Uhr schlägt halb fünf und noch immer schläft Fenitschla. Um sechs gebe ich Jomuschla wieder von seiner Mixtur ein, und bin so ungeschickt, den nur, die Flasche fällt mir aus der Hand und zerbricht.

„St!“ sagt nur Jomuschla, „macht nichts, macht nichts. Wie gut, daß Fenitschla nicht aufgewacht ist!“ Und wieder betrachtet er Fenitschla und lacht vor sich hin.

Wie die Uhr halb sechs schlägt und Fenitschla noch immer schläft, kommt so etwas Seltsames in Jomuschlas Gesicht, so etwas Rätselhaftes, Angsteinflößendes — wie bei Kindern, wenn sie merken, daß es dunkel wird und Furcht haben, und seine Lippen bewegen sich leise, ganz leise, aber seine Stimme höre ich nicht.

Mir wurde wunderbar zumute, ich wagte kaum zu atmen, und immerzu mußte ich die beiden anschauen. Nun fing es an zu dämmern, ganz leise, und ich lösche die Nachtlampe aus. Immer heller wurde es im Zimmer, und da sah ich, daß Fenitschla gar nicht atmete. Ich fing mich an zu grauen, denn nun merkte ich, daß Jomuschla, der immer

ängstlich die Augen auf sie gerichtet hielt, das auch sah. Und plötzlich wurde mir klar: Fenitschla war tot.“

Riccarda schöpfte tief Atem und stöhnend fuhr sie fort: „Die Uhr schlug endlich langsam sechs — da — richtete sich Jomuschla auf und fing ganz leise an zu bitten: „Fenitschla, Schwesterchen, wach auf, Liebchen — geh zu Bett! Du ruhst hier so schlecht.“ Aber Fenitschla rührte sich nicht. Da tippte er sie leise mit dem Finger an: „Fenitschla, Fenitschla, — so höre doch!“ Aber Fenitschla hörte nicht. Da sank Jomuschla zurück wie vom Schläge getroffen. Nun wußte er, daß sie tot war ...“

Ich stand dabei und wußte mir nicht zu helfen. Wie wird es es nur ertragen? dachte ich. „Lieber, lieber Joma Artadjewitsch“, sagte ich. Da schlug er seine hellblauen Augen wieder auf, sah mich an, so fremd und so klug und sagte: „Fenitschla ist tot“ — und nach einer Weile wieder: „Fenitschla ist tot.“ Und plötzlich fing er an zu lächeln wie vorhin und bewegte wieder seine Lippen. Wie ein kleines Kind sah er dabei aus und wie ein weiser, alter Mann. „Gute, gute Fenitschla“, murmelte er, „hab Dank für alles. Wie klug, wie gut hast du das gemacht. So ist's ja besser, viel, viel besser. — Ja, Fenitschla war immer klug, sehr klug“, sagte er mir. „Wie klug sie war, hat sie jetzt am besten bewiesen, Riccarda Petrowna.“

„Ja“, sagte ich und die Tränen liefen mir nur so über die Waden. Jomuschla war ganz munter geworden, während er sprach, aber ich merkte wohl, daß er lachte.

„Ja, ja, Fenitschla“, sagte er wieder und nidte und lachte. „Das hast du gut gemacht, Schwesterchen. Setz dich schon an der Himmelsporte und rede mit dem Engel Gottes. Ja, ja, ich komme, komme ja schon!“

Nun lachte er ganz froh, wie Kinder lachen, wenn sie sich einen feinen Spaß ausgedacht haben. „Bin immer ein höflicher Mensch gewesen — Damen gebührt allemal der Vortritt, na, tut nichts, Fenitschla, laß dir die Zeit nicht lang werden ... unterhalt dich noch ein Weilchen mit dem Engel Gottes, ich komme, komme ja bald! Will dich nicht gar zu lange an der Pforte warten lassen, nein, gewiß nicht.“

Als ich ihm um sieben Uhr von der frischen Medizin brachte, schob er den Löffel zurück und sagte geheimnisvoll: „Nein, nein, Riccarda Petrowna, nur ja nicht! Sehen Sie, das wäre ja ein Unrecht an Fenitschla. Wenn droben auch die alten müden Füße wieder jung und kräftig werden, — allzu lange an der Pforte stehen soll mir Fenitschla nicht. Das darf ich nicht zugeben. Nein, nur keine Medizin mehr, denn sehen Sie, ohne mich geht ja doch Fenitschla nicht in den Himmelsaal.“

Sascha wischte sich hastig eine Träne von der Wange.

„Von nun an begann Jomuschla irre zu reden“, fuhr Riccarda fort. „Das Fieber stieg. Als der Doktor am Nachmittag kam, machte er ein bedenkliches Gesicht, aber je bedenkllicher er ausah, desto mehr freute ich mich“, sagte Riccarda ehrlich, „denn Jomuschla konnte doch wirklich nicht Fenitschla so lange an der Himmelsporte warten lassen.“

„Gewiß nicht!“, rief Sascha unter Schluchzen lachend. „Wie lange aber mußte sie noch auf ihn warten?“

„Bis gestern abend. Da ist Jomuschla still und lächelnd eingeschlafen.“

Die beiden Mädchen saßen ganz still. Die weißen Schneeflocken trieben schläfrig an die Fensterscheiben und der Mond mit seinem blanken Antlitz sah aufmerksam in das Zimmer hinein.

Wußten Sie das schon?

Einer der gewaltigsten Brückenbogen der Welt befindet sich in Sidney in Australien, wo er die Hafeneinfahrt überspannt. Die Brücke ist über einen halben Kilometer lang und auf ihr befinden sich zwei breite Bürgersteige und eine Fahrstraße für Autos und andere Fahrzeuge. Diese Fahrstraße ist so breit, daß sechs Reihen Wagen nebeneinander fahren können. Der Brückenbogen ist so hoch über dem Wasserspiegel, daß auch die größten Schiffe ungehindert darunter durchfahren können.

Wenn man den Schmetterlingsstaub unter einem sehr starken Vergrößerungsglas betrachtet, sieht man, daß er aus ganz feinen, kleinen Schuppen besteht, die den Haaren anderer Tiere entsprechen. Jede einzelne Schuppe hat einen Stiel, gewissermaßen wie die Blätter der Bäume; mit diesem Stiel ist die Schuppe an der feinen Haut befestigt, die die Flügel des Schmetterlings bedeckt. Diese Schuppen, die etwa wie Dachziegel angebracht sind, und die den Schmetterlingen ihre wundervollen Farben geben, können ganz verschiedenartig angeordnet sein. Bei einer farbigen Schmetterlingsart bilden farbige Schuppen ganz deutlich die Zahl 1556.